

Beilage zum Hohenstein-Grustthaler Anzeiger

Tageblatt.

Nr. 183.

Sonntag, den 9. August 1903.

30. Jahrgang.

Wochenschau.

Unser Kaiser kehrt von seiner Nordlandreise heim. Der Monarch hat einen neuen Beweis seines warmführenden Herzens gegeben dadurch, daß die Kaiserin, seine Gemahlin, auf seinen besonderen Wunsch die durch Ueberschwemmungen schwer heimgesuchten Gebiete in Schlesien und Posen bereisen wird. Dabei wird eine Erinnerung auch an die zu gleichem Zwecke unternommene Fahrt der Kaiserin Friedrich im Frühjahr 1888 während der tödlichen Krankheit ihres vielverehrten Gemahls. Lang, lang ist's her seitdem, aber unvergessen bleibt diese Kaiser Friedrichs Zeit jedem echten Deutschen doch!

Politisch ist es bei uns in Deutschland noch still geblieben, die Koffer der aus den Sommerfrischen Heimkehrenden werden gepackt, aber die Register der Parteipolitik aufzusuchen, liegt doch noch recht wenig ernsthafte Neigung vor. Die Erörterungen darüber, wer einmal erster Vizepräsident im deutschen Reichstage werden soll, ob ein Sozialdemokrat auf Grund der sozialistischen Fraktionsstärke von 81 Mitgliedern oder nicht, lassen die eigentlichen Volksempfindungen kalt.

Wichtiger erscheinen die Aeußerungen über die neuen Handelsvertrags-Verhandlungen; aber um sie richtig behandeln zu können, müßte man genau wissen, wie der Dase läuft! Soweit sind wir noch nicht, wir möchten es auch der Reichsregierung nicht zumuten, die Karten aufzudecken, bevor nicht das Spiel wirklich als gewonnen betrachtet werden kann. Die Hauptsache ist ja, daß wir wissen, weil es dem gesunden Menschenverstande entspricht, Deutschland wird für niemanden die Kastanien aus dem Feuer holen. Und auch zu den zur Stunde gerade ziemlich eingebildeten Yankees werden wir nicht sagen: „Kommt her und leert unseren Geldsack!“ Vor allen Dingen werden wir darauf sehen, daß wir nicht bloß etwas behalten, sondern mehr dazu kriegen. Die Herren vom grünen Tische werden dabei vielleicht etwas zaghaft anstellen, Sache des Reichstages wird es sein, zu sagen: „Zugreifen!“ Und so ist die deutsche Volkserziehung durch die letzten Neuwahlen nicht entsetzt, daß sie dies nicht sagen könnte. Nützlichfalls wird auch der liebenswürdige Herr Reichstagsler statt der Glacehandschuhe mal eine derbere Sorte anziehen.

Etwas funterbunt wird es in Oesterreich-Ungarn nachgerade doch! Veinake ist's nun soweit gekommen, daß einer, der heute Minister wird, nicht weiß, ob er in acht Tagen noch Luft hat, sein Amt zu behalten. Mit der kleinlichen politischen Verfehlung ist es reichlich weit geblieben, alle großen Ziele versinken neben den ehrgeizigen Zielen der einzelnen Parteiführer. Besonders der Zwiespalt zwischen Ungarn resp. denjenigen Magyarern, die da glauben, ihr Vaterland sei zur allerersten europäischen Großmacht berufen, und Oesterreich klafft riefenweit. Und so stehen die Dinge heute, während der allverehrte Kaiser Franz Joseph das Septer führt. Der Kaiser steht im 74. Lebensjahre, es muß also unbedingt mit etwas Menschlichem in absehbarer Zeit gerechnet werden; und was soll, was wird dann werden? Auch freundschafts-Verhältnisse, die anscheinend unerschütterlich feststehen, mögen ins Wanken geraten.

Paris, die Lichtstadt, unterhält sich mit ihrem eigenen Klatsch, zwar nicht sehr großartig, aber doch nach ihrer Art. Der Prozeß der großen Theresie Humbert schwebt in der Luft, wenn auch bis zum definitiven Urteil mancherlei Vertagungen eintreten mögen, und an allerlei Einzelheiten daraus erregt sich die gallische Phantasie. England und Nord-Amerika rechnen wegen neuer Geschäfte; hoffentlich bleibt es wie seither beim Verrechnen. Aus dem Orient ist augenblicklich nichts Großartiges berichtet; aber so etwas wie ein finanzieller, wenn auch kein moralischer Katzenjammer hebt an. Die Schulden sind überall groß, die Einnahmen allenthalben gering, und die Neigung, zu zahlen, was von rechtswegen gefordert werden muß, ist schwach, sehr schwach. König Peter von Serbien hat auch so etwas erkannt; auf dem serbischen Königsthron sind mehr Brennesseln vorhanden, als er für möglich gehalten.

Verdächtig steht in Rußland. Die früheren nihilistischen Unruhen sind durch soziale Gährungen ersetzt, überall gibt's Kravalle und schwere Ausschreitungen. Die Nihilisten waren schrecklicher, aber was sich jetzt abspielt, ist gefährlicher.

Als Antwort auf die Osnabrücker Handwerksrede Minister Möllers

hat der Schlossermeister Paul Seifert in Greiffenberg i. Schl. einen offenen Brief an den Minister gerichtet und darin die Anschauungen, die in Handwerkerkreisen herrschen, wiedergegeben. Er schreibt unter anderem:

„Wiederholt haben Sie öffentlich, zuletzt in Osnabrück, sich über die Lage des Handwerks ausgesprochen. Dabei haben Sie betont, daß die Handwerker rechnen lernen möchten; die Ertragsverhältnisse der modernen Technik sollen sie sich zunutze machen und bei Submissionen sich nicht unterbieten. Die Regierung habe drei Kommissionen im Interesse des Handwerks ins Ausland geschickt und will auch

nächstes Jahr eine Kommission nach Amerika senden. Auch halten der Herr Minister die Handwerkerkammern für einen großen Segen. Nun, hochverehrter Herr Minister, erlaube ich mir Ihnen auch einmal öffentlich meine Meinung über die jetzigen Verhältnisse mitzuteilen: Ein Handwerker, der nach achtjähriger Schulzeit und nach dreijährigem Besuch der Fortbildungsschule sich nicht den Wert seiner Arbeit berechnen kann, ist nicht zu bedauern; tatsächlich ist dieser Fall auch selten. 90 Prozent der Handwerker können schon rechnen, sie haben aber nichts zu rechnen, weil keine Arbeit vorhanden ist; wenn in der Werkstatt nichts zu tun ist, nützt dem tüchtigsten Meister auch die doppelte Buchführung nichts. Die Ertragsverhältnisse der modernen Technik, die Anschaffung neuer Maschinen, das kostet Geld, Herr Minister! und ich weiß nicht, ob Sie es wissen, beim Handwerker ist das Geld sehr knapp, es langt kaum zum Lebensunterhalt. Daher wäre es sehr gut, wenn Sie die Kommission auch im Inlande herumschickten, damit sie in den Werkstätten in den kleinen Städten Umchau hielten. Da erfahren Sie die wirkliche Lage der Handwerksmeister ungeschminkt und richtig. Ihre Herren Räte legen Ihnen wahrhaftig die Berichte der Handwerkerkammern vor, und danach scheinen Sie sich Ihr Urteil zu bilden. Wir Handwerker im Liegnitzer Bezirk müssen jährlich für diese Kammer 18 500 Mark aufbringen und haben einen einschlägigen Nutzen noch nicht verspürt. Für die Beamten sind 100 Mark Alters- und Invalidenbeiträge zu leisten; wir Handwerker selber sind durch Versicherung nicht geschützt.

Für unser Geld reist der Kammersekretär im Bezirk herum und sucht überall Lehrlingsheime zu gründen. Wir Handwerker sind aber der Meinung, daß der Lehrling in das Haus des Meisters gehört. Als ich vor 14 Tagen in Liegnitz als Delegierter des Innungsvereins teilnahm, wurde öffentlich erzählt, daß den Lehrlingen das Rätsel aufgegeben worden sei: „In welchem Monate werden die meisten Menschen geboren?“ Derartige Lehrmethoden tragen nicht zur Bildung und sittlichen Erziehung der Lehrlinge bei; wir verzichten auf solche Methoden und Lehrlingsheime. Es ist durchaus anzuerkennen und jeder umsichtige Handwerker heißt es gut, daß die hohe Regierung ihre besondere Fürsorge der Erziehung der Lehrlinge zuwendet; aber man soll praktische Männer hören und um Rat fragen.

Tot ist das Handwerk noch nicht. Aber krank ist es, und die Ärzte, die es behandeln, sind meistens keine praktischen Ärzte, sondern Doktoren der Philosophie usw., die nichts davon verstehen.“

Jedenfalls hat der biedere Schlossermeister Tausenden von Handwerkern nicht nur der Klein-, sondern auch der Großstädte aus der Seele gesprochen.

Die Lage im schlesischen Ueberschwemmungsgebiet

schildert O. Toppel-Schweidnitz in der Kreuzzeitung. Nach seinen Wahrnehmungen gibt er ein Bild, wie die Heeresverwaltung, die Regierung, Gemeinden und Privaten mit allen Kräften bemüht sind, aufzubauen, was die verheerende Gewalt der Fluten zerstört oder beschädigt hat. So trübe auch der Anlauf ist, der eine so energische Arbeit erforderlich macht, erfreulich bleibt dennoch die Tatsache des kraftvollen, zielbewußten, schnellen, umsichtigen und gezielten Zusammenwirkens aller Faktoren. Mit Volltatkraft im wahren Sinne des Wortes wird gearbeitet und man darf zuversichtlich hoffen, daß, wenn auch langsam, die Folgen der Heimsuchung werden überwunden werden.

Unter der Ueberschrift „Nach der Flut“ wird der „Bresl. Morgensta.“ aus dem Ueberschwemmungsgebiet berichtet: Wo das Wasser stromlos blieb, steht das Getreide noch ziemlich aufrecht und wird, soweit es Roggen ist, noch irgendwie zu verwerten sein. Wo aber das Wasser strömend lag, liegt das Getreide wie gewalzt am Boden. Hier herrscht die Fäulnis, hier ist nichts mehr zu holen. Weizen und Hafer hatten, als das Unglück hereinbrach, noch keine ausgebildeten Körner; diese beiden Getreidearten liefern ebenso wie die Gerste keinen Ertrag. Gänzlich verkauft sind Kartoffeln, Gemüse jeder Art, Rüben, Klee, kurz alle die Gewächse, die mehrere Tage völlig unter Wasser standen; hier ist alles schwarz. Wiesen, die kurz vor der Bestellung gemäht worden sind, werden vielleicht einen äppigen zweiten Graswuchs bringen. Verschlammte Wiesen und Aecker liefern aber nicht nur dieses Jahr keinen Ertrag mehr, sondern auch die Herbstbestellung wird eine sehr verspätete und ungenügende sein. Ueberhaupt wird es fleißiger Arbeit vieler Jahre bedürfen, ehe die vielen Tausende von Hektaren verandeter Aecker und Wiesen Schlesiens wieder so kulturfähig sein werden, wie sie vor dem hohen Juli 1903 waren.

Je mehr wir uns dem Dorfe nähern, desto ärger wird die Mückenplage; in ganzen Schwärmen begleiten uns diese Blutsauger. Hier hilft nur Rauch und immer wieder Rauch. Hier läuft alles mit Zigarre und Pfeife herum und da der Tabak, soweit man von solchem reden kann, über die Massen schlecht ist, so können ihn die Mücken tat-

sächlich nicht vertragen. . . . Nun sind wir im Dorfe, sehen wir, wie das Wasser allenthalben seinen Haß gegen das Gebild von Menschenhand bewiesen hat. In den oben Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Hier ist ein Siebel eingefallen, dort klappt eine Wand auseinander, Fenster und Türen hängen schief. Außen und innen sieht man die scharfe Linie, die den höchsten Wasserstand an jedem Gebäude anzeigt. Wir treten in ein Haus; uns empfängt ein geradezu scheußlicher Gestank von Wasser, Schlamm, Fäulnis und Karbol. Jetzt wird alles mit heißem Sodawasser abgeseuert, dann wird die Arbeit des Maurers folgen. Und wie sehen die Möbel aus! Die Furniere sind losgesprungen und ringeln sich spiralförmig zusammen; die Farbe ist ausgebleicht, Türen und Schränke sind verquollen und lassen sich nicht öffnen. In den Sophas sind die Sprungfedern verrostet, die Farben des Leberzuges sind unansehnlich geworden. Die Rückwände der Schränke sind gesprungen, angeleimte Holzteile sind losgefallen. Kurz, es sind gar nicht mehr die schönen Möbel, es ist nicht viel mehr als Gerümpel, das übrig geblieben ist. Da hat sich die Frau als Mädchen im Elternhause abgearbeitet, um sich ihre Ausstattung zu verdienen; sie war ihr Stolz, wenn sie Gäste in die Stube führte; jetzt sieht sie vor den Ruinen und weint, weil sie nicht fortziehen kann aus diesem traurigen Orte. Tröste Dich mit den andern Enterbten!

Wir gehen die Dorfstraße weiter. Hier und da ist ein Stück Zaun verschwunden, dort eine Brücke. Drüben am Zaune hängt ein hölzernes Grabkreuz; das Wasser hat es dahin getragen. „Hier ruht im Herrn usw.“, steht darauf zu lesen. Mehrere andere hölzerne Grabdenkmäler sind ganz verschwunden. Neugierig bin ich, ob man noch lange gefastet wird, daß die Friedhöfe mitten im Dorfe liegen. So lange die Körper zum Verwesen in die Erde gelegt werden, sollte der dazu bestimmte Ort, in Ueberschwemmungsgebieten wenigstens, ein großes Stück vom Dorfe entfernt liegen — zum Heile der Brunnen! Die Brunnen sind jetzt einer der unbedenklichen Punkte. Man hat sie ausgepumpt, man hat Kalk hineingeschüttet, wieder ausgepumpt, aber das Wasser sinkt nach wie vor. Es wird noch lange dauern, ehe wir wieder gutes Wasser haben werden. Vorläufig wird das Wasser in den Nachbardörfern geholt; da das aber gar zu umständlich ist, so wird man halt doch allmählich zu seinem Brunnen zurückkehren und das Wasser durch langes Kochen und durch Zusetzen von Zitronensaft genießbar machen müssen. Bedauerlich ist es, daß die Dorfbewohner in puncto Hygiene großenteils gar so lax sind. Da wird mit der Reinigung von Haus und Hof oft nicht viel hergemacht; das Wasser wird zum Kochen und Trinken benutzt, lange, bevor es genießbar ist. Die Behörden haben da mit mancher Familie ihre liebe Not. Unser Hundgang durchs Dorf ist beendet; tief erschüttert kehren wir zurück. Da kommt ein Bruder Straubinger gewaltig. „Hier werden Sie wohl nicht viel herauschlagen!“, sagt er zu ihm. Er aber entgegnet im schönsten Stiefisch: „Ich würde mich schämen, in der Gegend jemand um eine Gabe zu bitten; ich möchte jedem schenken, wenn ich etwas hätte. Ich bin weit herungekommen, aber so etwas habe ich noch nicht gesehen!“ Dem alten Fehrtbruder traten Thränen in die Augen.

Eine Erinnerung an die Schlacht bei Wörth.

Zum 33. Male jährte sich am 6. August der glorreiche Tag der Schlacht bei Wörth, der unvergessen in den Annalen deutscher Geschichte und deutschen Waffenruhms bleiben wird. Da läßt wohl gar mancher, der damals mitgestritten hat für König und Vaterland, die Gedanken zurückschweifen in jene große Zeit, oder erzählt der aufstrebenden Nachkommenschaft von seinen Erlebnissen in Feindesland, die immer und immer wieder die Hörer in ihren Bannkreis ziehen. Aus Anlaß des Jahrestages gingen den „Leipz. Neuest. Nachr.“ folgende Aufzeichnungen eines Kämpfers von 1870—71 zu, die uns auf das Schlachtfeld von Wörth führen: „Wir waren im Vordringen gen Fröschweiler begriffen.“ heißt es da, — „plötzlich stürzte ich, von einer Kugel in die Brust getroffen, auf einer Wiese nieder. In Strömen floß das Blut aus meiner Wunde. Meine Kräfte schwanden. Verschmachtend lag ich da im Sonnenbrand; die Junge kletterte mir am Gauen. Es war stille um mich her geworden; das Gesehne entsetzte mich mehr und mehr. Die Schlacht war gewonnen und man hörte in der Ferne den lauten Jubelruf der siegreichen deutschen Krieger. Stunde um Stunde verirrte. Kein Helfer, kein Retter nahte. Wie seufzte ich nach einem Tröpflein Wasser, den brennenden Durst zu stillen. Nüctigot ging die Sonne im Westen unter; die Dämmerung begann hereinzubrechen. Da kommt langsam eine Gestalt auf mich zugehritten. Ist's eine der verurteilten Hyänen des Schlachtfeldes, welche die Toten, die Verwundeten verstümmeln und berauben? Ich bin hilflos, mag kommen, was da will, ich muß es über mich ergehen lassen. Gottes Wille geschehe! Nein, Gott sei Dank, es scheint ein

Soldat zu sein. Nun ist dir geholfen, jubelte es in meinem Herzen. Sprechen, rufen kann ich nicht mehr, dazu fehlen mir die Kräfte. Und doch ist's eine Hyäne! Der falsche Waffenbruder betrachtet mich mit forschendem Blick. Er scheint mich für tot zu halten. Ich nehme alle Kräfte zusammen und bewege langsam den Arm, um ihm zu zeigen, daß ich lebe und der Hilfe bedürftig bin. Ich flüpele: „Wasser, Wasser!“ — Da greift der Unmensch nach meinem Halse und würgt mich, daß mir schier die Sinne vergehen. Er glaubt, nun sei das letzte Lebensfunklein erloschen. Sich über mich beugend, knöpfte er nun meinen Waffenrock auf und zog die Briestafche, welche ich auf dem Herzen trug, hervor, um mir die Barchaft zu rauben. Als er dieselbe hastig aufriß, fiel die Photographie meines alten ehrwürdigen Vaters, die er mir beim Scheiden in die Hand gedrückt hatte, auf den Boden nieder. Mein Vater ist ein Geistlicher und hatte sich in seinem Amtskleide abgeschritten lassen. Als der Glende dieses Bild erblickte, stieß er einen fürchterlichen Fluch aus, ließ die Briestafche fallen und verfezte mir mit dem Fuße einen Tritt, daß ich von der Böschung, in deren Nähe ich niedergefunken war, herunterrollte und in einen Wassergraben zu liegen kam. Die Sinne schwanden mir. — Als ich wieder erwachte, war die Nacht vorüber und freundlich strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Ich fühlte mich etwas gekräftigt und hatte soviel Kraft gewonnen, daß ich mit dem Wasser meinen furchtbaren Durst löschen und die brennende Wunde fühlen konnte. So lag ich da in Furcht und Hoffnung den ganzen Tag. Lebenshoffnung und Todesfurcht nahmen wechselnd meine Sinne gefangen. Ich dachte an die lieben Meinen in der fernsten Heimat. Dann betete ich und besah mich in Gottes Vaterhand. Zuletzt wäre ich gern gestorben, aber ich konnte nicht sterben. Ich war ein Lebendig-Toter. — Was ich in diesen Tagen, auf dem Schlachtfelde einsam liegend, erduldet habe, läßt sich nicht schildern. Wenn ich noch heute daran denke, zittert mir das Herz im Leibe und die Tränen kommen mir in die Augen. Ich habe kürzlich die Stelle wieder aufgesucht, wo ich gelegen habe. — Endlich, endlich hörte ich einen Wagen langsam heranrollen. Es war ein Bauernkarren, welcher die Toten zu ihrer letzten Ruhestätte, ins Massengrab, bringen sollte. Einen Lebenden vermutete man nicht mehr zu finden. Schon wollten sie an mir vorüberfahren. Da gewahrte mich noch einer. Man packt mich an, um mich auf den Wagen zu werfen. Ich zuckte mit den Augenwimpern, zu keiner andern Bewegung war ich mehr fähig. Gott sei ihm! man gewahrt es. „Es ist noch Leben in ihm!“ rufen sie verwundert. Sanft werde ich auf den Wagen gehoben, bequem gelagert und nach Wörth gefahren. Dort nahmen gute, treue Seelen sich meiner hilfreich an. In einem Bürgerhause wurde ich wochenlang mit größter Sorgfalt gepflegt. Gott segnete die Liebesmühe der braven Leute. Langsam genas ich von meiner schweren Verwundung. Meinen alten Vater, dessen Bildnis mir so wunderbar das Leben gerettet hatte, konnte ich, in die Heimat zurückkehrend, wieder in die Arme schließen. Aber immer werde ich sie vergessen, die Tage von Wörth.“

Kirchliches.

Zur sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche gehören nach den neuesten Feststellungen 1046 Gemeinden mit 3 963 237 ev.-luth. Glaubensgenossen, 1469 ev.-luth. Geistlichen, 1369 Kirchen, 153 Begräbniskapellen, 80 anderen Kapellen, 154 Bethäuser.

Der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen ward auch im Jahre 1902 seitens der Landeskirche vielfach in Anspruch genommen. Es wurden von ihm geliefert: 28 Entwürfe (zwei für Neubau von Kirchen, fünf für andere Neubauten, neun für Umbau, Zustandsetzung, Erneuerung von Kirchen, zwölf für andere Herstellungen), 28 Mal Vorschläge, Beirat und dergl., 28 Mal Gutachten über Entwürfe und sonstige Vorschläge. — Der Verein bietet für Bibeln und Gesangbücher zwei Stiche dar: Ecce homo nach Guido Reni und den Hartmannschen Stich nach Carlo Dolci's berühmtem Heilandsbrustbilde. Beide kosten nur 5 Pfg. und werden viel begehrt.

Leipziger Mission. In English-Nasrika sind gegenwärtig neun Leipziger Missionare tätig. Sie arbeiten am Volke der Wabamba. Bemerkenswert ist, daß sich auf der Station Mulango (gegründet 1899) die ersten Heiden zur Taufe gemeldet haben. Auch wurden auf diesem Missionsgebiete in letzter Zeit zwei neue Stationen gegründet. Die Arbeit unter den Wabamba war auch im letzten Jahre sehr ertragreich. Predigtplätze wurden 16 unterhalten, 70 Kinder in Kostschulen unterrichtet, getauft wurden 10, den Gottesdienst besuchten durchschnittlich 703. Die Seelenzahl beträgt gegenwärtig 72. Trunksucht und Unzucht beeinflussen das sittliche Leben der Wabamba auf das schlimmste und werden wohl nur nach langsamem Ringen zu bekämpfen sein.